

Kennen Sie, kennt Ihr Notre-Dame in Paris? Den Kölner-Dom? Wart Ihr schon einmal im Petersdom, in der Kathedrale Santa Maria in Florenz, im Stephansdom in Wien? Sicherlich aber habt Ihr hier in Barcelona schon einmal die Kathedrale, Santa Maria del Mar und natürlich die Sagrada Família besucht! Dann kennt Ihr vielleicht diesen besonderen Augenblick, wenn man eine Kirche betritt. Ich meine, er ist bei jeder Kirche spürbar, die man das erste Mal besucht, aber vor allem bei den großen, erhabenen Domen und Kathedralen spürbar: Man tritt durch die Portale und plötzlich tut sich eine neue Welt auf: Oft groß und weit. Säulen laufen in den Himmel, tragen große Kuppeln. Licht malt die Mauern bunt durch die Fenster. Das Auge schaut, sucht, entdeckt, staunt. Es ist, als könnte es ein Stück Himmel erhaschen. Manchmal ist da dieses besondere Gefühl beim Eintreten, und sei es nur ganz kurz, noch bevor man die Ästhetik bewertet und mit der Architektur, Bau- und Kunstgeschichte beschäftigt. Es ist das Gefühl, in einem besonderen Raum zu sein. Ich nenne es für mich „heiliges Rauschen“.

Umso älter ich werde, umso schwerer ist es, es zu erhaschen, vielleicht weil ich mittlerweile so viele Kirchen besucht habe. Woran man sich gewöhnt, wird allzu leicht gewöhnlich. Als Kind habe ich es regelmäßig erlebt, wenn wir im Urlaub Kirchen besuchten: Beim Eintreten war da dieses Rauschen, was zu flüstern schien: Hier ist ein besonderer Ort! Ein Raum, der versucht etwas Wichtiges, Geheimnisvolles, Faszinierendes, ja Heiliges festzuhalten. (Dieses Gefühl klang oft wieder schnell ab und ich wollte lieber in eine Eisdiele, die immer auch einen besonderen Raum darstellt.)

Heute versuche ich, diesen Augenblick ernster zu nehmen: Ich bleibe kurz vor dem Portal stehen, schaue mir die Mauern von außen an und stelle mir den Innenraum vor. Erst dann trete ich ein, suche mir einen Platz auf den hinteren Bankreihen und versuche, zunächst nur zu schauen, ohne gleich zu denken

oder zu bewerten. Nur Schauen, die Ohren für das „Heilige Rauschen“ spitzen, spüren: Hier ist ein Ort, an den der Himmel mich einlädt.

Natürlich kann unsere Martin-Luther-Kirche nicht mit den Kathedralen mithalten: keine Kuppel, protestantisch schlicht. Dennoch gilt das gleiche für unsere Kirche: Hier ist ein besonderer Ort, den wir vom Himmel gepachtet haben. In ihren Mauern versuchen wir, unseren Glauben zum Ausdruck zu bringen. Es ist ein Hoffnungsort, Trost- und Frageraum. Wir singen, fragen, beten, diskutieren hier. Und auch wenn wir uns als Protestanten mit der Heiligkeit von Orten schwertun, so glaube ich doch, dass der Kirchraum hilft, Gemeinschaft untereinander und mit Gott zu finden. Er eröffnet uns die Chance, aus dem Alltag und Alltäglichen herauszutreten und der Hoffnung Raum zu geben. Wie jetzt gerade geben uns die Mauern einen Rahmen, Gottesdienst zu feiern.

Das Schöne an Kirchen ist, dass wir sie meist vorfinden: Wir müssen sie nicht selbst bauen, sondern übernehmen sie aus ihrer Geschichte, aus der Geschichte unserer Konfession, Religion. Man könnte sagen: In Kirchen verpachtet Gott kleine Stücke Himmel an Gemeinden. Die Carrer Brusi ist ein Pachtgrundstück des Himmels, das wir gemeinsam als Gemeinde bewirtschaften. Natürlich hat es eine Kauf- und Baugeschichte, im Grundbuchamt ist nicht Gott eingetragen, aber wir würden doch sagen, dass dieses Haus mit der Hausnummer 94, sich deutlich von anderen unterscheidet – und nicht nur wegen Glocke und Kreuz an der Fassade. Es unterscheidet sich, weil wir hier gemeinsam Gottesdienst und Gemeinschaft feiern. Und das nicht in unserem Namen, sondern in Gottes Namen. Das Gebäude ist nicht heilig an sich, sondern wir heiligen es gemeinsam, indem wir feiern.

Wir sind Pächterinnen und Pächter des Himmels, eines kleinen Stück Himmels wohlgermerkt, denn es gibt noch viele andere Pächter. Keiner besitzt den Himmel ganz – und meint er es zu tun, dann liegt er falsch. Was wir mit

unserem Pachtgrundstück des Himmels machen, wie wir es bebauen und gestalten, liegt an uns. Gott überlässt es gratis, aber es ist nicht umsonst! Vielleicht merkt Ihr es schon: Ich versuche, das Gleichnis von Jesus vom Weinbergbesitzer und seinen Pächtern, auf uns und unsere Kirche zu übertragen. Dieses irritierende Gleichnis über jene, die ihre Pacht nicht bezahlen wollen, die Boten des Besitzers davonjagen – und meinen, den Weinberg ganz für sich zu besitzen, wenn sie den Sohn des Besitzers töten, nach dem Motto: Stirbt der Erbe, gehört uns der Besitz allein! Jesus macht in dem Gleichnis deutlich, dass es so nicht funktioniert und Gott sich andere Pächter suchen wird.

In der christlichen Geschichte wurde das Gleichnis auf eine fatale Weise ausgelegt, die Antijudaismus und Antisemitismus befeuert hat: Die bösen Pächter stehen für die religiöse Elite Israels, also genau denjenigen, denen Jesus das Gleichnis erzählt: führende Priester, Schriftgelehrte und Ratsälteste. Sie achten nicht auf die Boten (meint: Propheten) und schrecken nicht zurück, selbst den Sohn (meint: Jesus) zu töten. Damit verspielen sie alles, um sich als wirklich Erben zu erweisen. Der christliche Umkehrschluss war dann: Wenn es nicht die Juden sind, sind wir die Erben des Himmels, das neue Volk Gottes. Diese Deutung halte ich nicht nur für gefährlich, sondern auch für falsch, weil sie dem widerspricht, was Jesus immer wieder vom Himmelreich predigt: Friede, Gerechtigkeit, Feindesliebe. Als Jesus das Gleichnis erzählt, weiß er noch nichts von Religionen und unterschiedlichen Kirchen, die alle behaupten, die rechtmäßigen Erben zu sein. Jesus stellte seine Zuhörer immer unmittelbar vor eine Entscheidung: Geh mit oder bleib! Vertraue oder nicht! Verhalte Dich richtig oder nicht! Sei wie diese Pächter des Weinberges oder nicht! Wer meint, die Worte Jesu zu missbrauchen, um die eigene Stellung, Macht oder Position zu unterstreichen, lag schon immer falsch und wird auch weiterhin falsch liegen. Wir können uns nicht auf die Schultern klopfen und

uns als die wahren Erben des Himmels fühlen. Auch wir sind nicht die Besitzer des Himmels, sondern nur Pächter, denen es darum gehen muss, ihren Glauben, ihre Gemeinschaft, Gemeinde immer wieder neu zu bewirtschaften und zu beleben. Gemeinde ist kein Selbstzweck, Kirche nicht der Ort, wo wir es uns wohlig für uns selbst einrichten. Pächterinnen und Pächter des Himmels zu sein, verlangt uns etwas ab oder mit dem Gleichnis Jesu gesprochen, hat seinen Preis. Gott fordert seine Pacht, den Mietzins ein, den Jesus für mich in der Bergpredigt formuliert: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit!“ Das bedeutet: Wir sind niemals Kirche für uns allein, sondern immer Kirche für andere. Kirche ist nicht der Ort der Selbstbestätigung, sondern der Ort, wo wir uns gemeinsam verändern und erweitern dürfen. Hier ist man nicht fromm, sondern versucht es zu werden. Hier haben nicht die Antworten und Dogmen ihren ersten Raum, sondern die Fragen. Kirchen sind nicht der zementriete Himmel, egal wie schön sie entworfen und gebaut sind, sondern ein lebendiges Stück Himmel und es liegt an uns, ihm eine Gestalt zu geben. Die Steine dafür sind wir selbst samt dem einen Schlussstein, auf den wie in den großen Kuppeln und Bögen der Kathedralen alles zuläuft: Gott selbst. Diesen besonderen Stein unseres Glaubens lasst uns nicht verwerfen, sondern achtsame Bauleute sein. Amen.